

Soziologie als Fiktion? Zum beruflichen Selbstverständnis berufstätiger Soziologen außerhalb der Universitäten

Strübing, Jörg

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
GESIS - Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Strübing, J. (1997). Soziologie als Fiktion? Zum beruflichen Selbstverständnis berufstätiger Soziologen außerhalb der Universitäten. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis*, 20(2), 154-171. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-36623>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.



Soziologie als Fiktion?

Zum beruflichen Selbstverständnis berufstätiger Soziologen außerhalb der Universitäten*

Jörg Strübing

1 Einleitung

Die deutschen Universitäten sind allerorten in der Krise. Vom akuten Geldmangel in den öffentlichen Haushalten geht der unwiderstehliche Druck aus, ganze Fächer und Studiengänge, mitunter sogar ganze Universitäten zur Disposition zu stellen. Wenn man am Institut für Soziologie der FU Berlin arbeitet, an einer Universität also, deren mögliche Schließung manchem Politiker im Angesicht leerer Kassen als ultima ratio erscheint, und an einem Institut, das derzeit einem radikalen Schrumpfungsprozeß unterworfen ist, dann bleibt kaum eine Möglichkeit, vor diesen Problemen die Augen zu verschließen. Die Legitimationsprobleme der Soziologie in einer Gesellschaft, die trotz Weber und Simmel, trotz Habermas und Luhmann weiterhin hartnäckig an der Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser Disziplin zu zweifeln scheint, sind sicher nicht unüberwindbar, aber doch von ernster Natur. 'Heraus aus dem akademischen Ghetto und hinein in die gesellschaftlichen Anwendungsfelder' lautet eine nicht ganz neue Legitimations- und zugleich Arbeitsmarktstrategie der Soziologie und anderer sozialwissenschaftlicher Disziplinen.¹

Eine der aus soziologischer Sicht dabei interessierenden Fragen ist, ob und in welcher Weise die außerhalb der Universitäten tätigen, ausgebildeten Soziologen sich nach einigen Berufsjahren noch auf Soziologie als Kern ihrer beruflichen Identität

* Das Bemühen der Zeitschrift um ein einheitliches Erscheinungsbild erlaubt keine geschlechterneutrale Darstellungsform. Ich lege aber Wert auf die Feststellung, daß in allen Fällen, in denen hier die männliche Schreibweise zur Bezeichnung von Personengruppen gewählt werden mußte, tatsächlich Personen beiderlei Geschlechts gemeint sind - so, wie ich es üblicherweise mit der Schreibweise "SoziologInnen" auszudrücken pflege.

1 Unter dem Label der 'aktiven Professionalisierung' wurde dies bereits früh in der Bielefelder Soziologenausbildung etabliert.

beziehen, ob es also aus ihrer Perspektive etwas *spezifisch Soziologisches* in ihrem Arbeitshandeln gibt. Die Antwort auf diese nicht ganz einfach zu beantwortende Frage ist von großem Interesse für die Gestaltung einer praxisgerechten Soziologieausbildung. Aus der Perspektive der Lehrbuch-Soziologie ist es nicht schwer, sowohl Trennendes als auch Verbindendes zwischen der eigenen Disziplin und den Nachbarfächern wie Politik- oder Wirtschaftswissenschaften zu definieren. Wenn wir aber den Anspruch einer auch auf die außeruniversitäre Praxis hin ausgerichteten (oder zumindest dafür tauglichen) Ausbildung ernst nehmen wollen, gilt es zu prüfen, welchen Beitrag spezifisch soziologisch geprägte Fachkompetenz dort leisten kann und wie dies im Selbstbild der Akteure verankert ist. Von diesen Fragen wird der vorliegende Aufsatz handeln. Vorab jedoch will ich kurz zu den Anlaß zu dieser Arbeit eingehen.

1.1 Lernen und Forschen in Projekten

Die hier präsentierten Überlegungen sind das Ergebnis eines studentischen Lehrforschungsprojektes, das im Wintersemester 1994 und im Sommersemester 1995 an der FU Berlin durchgeführt wurde.² Lehrforschungsprojekte dienen dem Lernen unter simulierten Ernstfallbedingungen und zielen auf den frühzeitigen Erwerb praktischer sozialwissenschaftlicher Kompetenz. Ihre sich derzeit abzeichnende Konjunktur in den Sozialwissenschaften verdankt sich eben jener Entwicklung, die zugleich den Hintergrund für die thematische Ausrichtung des hier vorgestellten Projektes bildet: Die Ausbildungskapazität etwa in der Soziologie überschreitet bereits seit langem die Aufnahmefähigkeit des traditionellen, akademisch-universitären Arbeitsmarktes für dieses Fach. Beschäftigungsmöglichkeiten außerhalb der Universitäten oder ihrem unmittelbaren Umfeld erwiesen sich aber bislang - entgegen den optimistischeren Prognosen zu Zeiten der Bildungsreform - als Mangelware. Insbesondere hat sich gezeigt, daß Soziologen in Beschäftigungsfeldern, zu denen man ihnen eine gewisse thematische oder methodische Affinität zuschreibt (z.B. betriebliches Personal-, Planungs- und Organisationswesen, Arbeit in Verbänden und im Medienbereich), gegenüber anderen akademischen Berufen leicht das Nachsehen haben. Gründe dafür werden in der traditionell wenig berufspraktisch orientierten Ausbildung vieler sozial- und geisteswissenschaftlicher Berufe gesehen.³

2 Neben dem Autor als Dozenten wirkten daran mit: Norbert Brömme, Ute Gerken, Katharina Hecht, Bettina Langenau, Lea Matschulat, Susanne Theilig, Elke Winter und Volker Zeimantz.

3 Allerdings vollzieht sich hier offenbar zumindest langsam ein reziproker Annäherungsprozeß: Es "ist ein deutlicher Wandel in der Einstellung von Industrie und Wirtschaft gegenüber Sozialwissenschaftlern festzustellen. Umgekehrt haben sich auch Sozialwissenschaftler wirtschaftsnahen Einsatzfeldern stärker geöffnet" (Bausch u.a. 1994, S. 6).

Hier sollen u. a. Lehrforschungsprojekte Abhilfe schaffen, indem sie Studierenden bereits während des Studiums die Gelegenheit bieten, unter praxisnahen Bedingungen wesentliche berufliche Kompetenzen zu erwerben und anzuwenden. Insbesondere gehören dazu Fähigkeiten, die im konventionellen universitären Curriculum schlicht nicht enthalten sind und die gerne (aber unzutreffend) als "extrafunktional" oder "informell" bezeichnet werden: Teamfähigkeit, Verbindlichkeit, Kreativität, Organisationsfähigkeit u.ä.m.

Soweit zu den Ansprüchen. In der Realität müssen dabei allerdings ein paar Einschränkungen akzeptiert werden, die dem Umstand geschuldet sind, daß Lehrforschungsprojekte eben keine reale Berufspraxis sind:

- Die Veranstaltungen sind eingebunden in einen Studienbetrieb, der semesterweise organisiert, von Regelstudienzeiten begrenzt und immer auch auf eine gewisse fachliche Breite der Ausbildung angelegt. Damit ist der zeitliche Rahmen von Lehrforschungsprojekten in doppelter Weise eingeschränkt: Weder kann das Projekt seine Dauer nach dem zu erarbeitenden Gegenstand richten, noch können sich die Beteiligten der Projektarbeit nach Art eines 'full-time' Jobs widmen.
- Die kapazitäre Ausstattung des Lehrbetriebs an Universitäten richtet sich nach Maßzahlen für das Verhältnis Lehrende/Studierende, die an Vorlesungen und seminaristischer Arbeit orientiert sind. In der Projektarbeit ist aber ein günstigeres Zahlenverhältnis erforderlich als in einem Mischbetrieb von Seminar und Vorlesungen. Das führt entweder zu personellen Engpässen im übrigen Lehrbetrieb oder zu übergroßen Lehrforschungsprojekten, deren Arbeitsfähigkeit füglich bezweifelt werden darf.
- Doch selbst wenn die Projektgruppe von adäquater Größe ist, kommen hier mehr Mitwirkende als in typischen 'professionellen' Forschungsprojekten zusammen. Das steigert den projektinternen Koordinations-, Kommunikations- und Abstimmungsaufwand überproportional: Mehr unterschiedliche Arbeitsstile müssen aufeinander abgestimmt, Termine mit mehr Beteiligten vereinbart, gemeinsame Arbeitskonventionen nachhaltiger und mitunter formaler kommuniziert werden, um zu vergleichbaren Arbeitsformen zu kommen. Arbeitsteilung ist unumgänglich, das Zusammenführen der Teilergebnisse aber immer wieder ein Problem.

Trotz aller Einschränkungen bleibt jedoch festzuhalten: Die Lernform Lehrforschungsprojekt stellt einen bunten Farbtupfer im soziologischen Curriculum dar und ermöglicht Kompetenzen zu erwerben, die auf anderem Wege in der Universität kaum zu erlangen sind und daher sonst unter oft schwierigeren Bedingungen in der ersten Berufsphase erarbeitet werden müssen.

1.2 Forschungsfrage und Forschungsdesign

Die Berufseinmündung von Akademikern bzw. - etwas genauer - von Absolventen sozialwissenschaftlicher Studiengänge ist in den letzten Jahren recht ausführlich erforscht

worden.⁴ Das hat nicht allein mit der bekannten menschlichen Neigung zu tun, den eigenen für den Nabel der Welt zu halten und daher besonders intensiv zu betrachten. Vielmehr gaben zunehmende Akademikerarbeitslosigkeit insbesondere unter Soziologen, Psychologen und Geisteswissenschaftlern sowie die damit einhergehende Verunsicherung der fraglichen Lehrdisziplinen über die Beschaffenheit der gesellschaftlichen Felder, zu denen sie etwas beizutragen hätten, immer wieder Anlaß zu forschender Nachfrage. Zwar ist die Lage für Sozial- und Geisteswissenschaftler in den neunziger Jahren nicht mehr ganz so aussichtslos, wie in den Achtzigern (vgl. dazu Franck 1993, S. 15 sowie - ausführlicher - Bausch u. a. 1994), vor dem Hintergrund eines immer noch erheblichen Prozentsatzes von Unbeschäftigten bzw. nicht adäquat beschäftigten Absolventen aber doch anhaltend besorgniserregend.

Begriffe wie "nicht-adäquate Beschäftigung", die in einigen Studien (etwa Minks/Filaretow 1994) Verwendung finden, sind angesichts der immer wieder beklagten Unschärfe des beruflichen Qualifikationsprofils (Bosselmann 1992, Kieserling/Kirchner 1994, Minks/Filaretow 1994, S. 84) bzw. der mangelnden disziplinären Zuordenbarkeit sozialwissenschaftlicher Qualifikationsanteile zumindest klärungsbedürftig. Das war der Ausgangspunkt bei der Präzisierung unserer eigenen *Fragestellung*: Wovon wird da eigentlich stillschweigend als Bestand sozialwissenschaftlicher Berufskompetenz ausgegangen, wenn etwa in Arbeitsmarktstatistiken von "nicht-adäquater" Beschäftigung gesprochen wird? Was wäre denn (umgekehrt gefragt) "adäquat" - abgesehen von einem bestimmten Beschäftigungsniveau - und wo verläuft die Grenze? Weiter gefragt: Was sind eigentlich die 'Kompetenzpfunde', mit denen die Absolventen der Soziologie auf dem Arbeitsmarkt wuchern können, und wo finden diese Kompetenzen in konkreten Tätigkeiten Verwendung? Schließlich, einmal an diesem Punkt angekommen, drängt sich die Anschlußfrage auf: Finden eigentlich diejenigen Kompetenzen, die einem nennenswerten Anteil unseres Berufstandes den Zugang zum Arbeitsmarkt (insbesondere dem außeruniversitären) sichern, auch ihren Widerhall im Bild von Soziologie, wie es von den Akteuren sowohl geprägt als auch zum Vorbild genommen wird? Sätze wie diese finden sich in Arbeitsmarktstudien über Sozialwissenschaftler zuhauf:

"In der Wirtschaft ist die Nachfrage nach akademischen Nachwuchskräften, die neben den formalen fachlichen Voraussetzungen auch außerfachliche Qualifikationen wie Problemlösungsfähigkeit, Kooperationsfähigkeit und Teamfähigkeit mitbringen, in den vergangenen Jahren spürbar gewachsen; diese Eigenschaften werden insbesondere Geistes- und Sozialwissenschaftlern zugeschrieben" (Bausch u.a. 1994, S. 6).

4 Vgl. u.a. Minks/Filaretow (1994), Franck (1993), Fuchs/Lamnek (1992), Bosselmann (1992), Käerner/Giegler (1985), Kieserling/Kirchner (1994), Ronge/Schulz (1993), Welz/Maier (1992) und für Berliner Diplom-Soziologen schließlich die Studie von Ebbighausen u.a. (1982). Mit der Situation von Geisteswissenschaftlern im allgemein befaßt sich der Sammelband von Montani Adams (1991).

Es hat ganz den Anschein, als würden gerade diejenigen Qualifikationen zunehmend beschäftigungsrelevant, die nicht in das "offizielle" Bild der Disziplin einbezogen werden: "Problemlösungsfähigkeit, Kooperationsfähigkeit und Teamfähigkeit", mithin *sozial-kommunikative Kompetenzen*, die dann, als "außerfachlich", schlimmer noch: "extra-funktional" marginalisiert, von Soziologie als Disziplin getrennt werden/bleiben. Wie steht es aber mit denjenigen Soziologen, die außerhalb der "Alma mater" ihrem Broterwerb nachgehen: Haben sie ein verändertes Selbstverständnis entwickelt? Verstehen sie sich in einem anderen Sinne als Soziologen oder definieren sie sich gar nicht mehr über ihre Herkunftsdisziplin? Antworten auf diese Fragen würden auch ein anderes Licht auf die Diskussion zur Reform der Soziologieausbildung werfen.⁵

Ursprünglich plante das Projekt die Befragung sowohl von Soziologen in der Berufspraxis als auch von Entscheidungsträgern bei den beschäftigenden Institutionen und Wirtschaftsunternehmen. Wenn die Vermittlung von Soziologen auf dem außeruniversitären Arbeitsmarkt prekär ist,⁶ so die dahinter stehende Überlegung, dann wäre genauer herauszuarbeiten, wie die Berufspraxis von Soziologen insbesondere außerhalb des akademischen Milieus beschaffen ist, welche Einstellungen und beruflichen Selbstkonzepte von in diesem Bereich tätigen Soziologen ausgebildet werden. Und es sollte geklärt werden, wie demgegenüber die Erwartungshaltung potentieller Arbeitgeber aussehen und welche Erfahrungen sie mit der Beschäftigung von Soziologen gemacht haben. Die Idee einer Perspektiventriangulation (vgl. dazu Flick 1992) mittels Leitfadeninterviews mußte allerdings nach seriöser Einschätzung der verfügbaren Arbeitskapazität ad acta gelegt werden.⁷ Was blieb, war die Befragung berufstätiger Soziologen in ausführlichen, 'qualitativen' Interviews.

Angesichts der auf Identität und Selbstbilder zielenden Forschungsfrage wurden hinreichend methodische Fallstricke zur Produktion von Forschungsartefakten ausgelegt: Wenn wir Soziologen nach ihren Selbstverständnis als Soziologen befragen, worauf gründen dann die dabei abgefragten Selbsteinschätzungen? Vielleicht ist Soziologie als

5 Andersherum betrachtet kann es natürlich auch nicht darum gehen, Soziologie auf den gemeinsamen Nenner von Arbeitsmarktanforderungen aus der Sicht der Beschäftigten zu reduzieren. Wenn Wirtschaftsunternehmen z.B. immer mehr Wert auf "zusätzliche praktisch verwertbare Kenntnisse aus dem kaufmännischen Bereich und der Datenverarbeitung" (Bausch u. a. 1994, S. 14; ähnlich bei Franck 1993, S. 120) legen, dann ist das eben operation research und BWL, nicht aber Soziologie. Oder wie es Minks und Filaretow prägnant formulieren: "Wenn die Vermutung einer besseren Vermarktbarkeit erst dort greift, wo die Qualifikationsprofile der Absolventen mehr denen von Diplom-Betriebswirten als denen von Sozialwissenschaftlern ähneln, wäre dies für die Fachdisziplin und die Wahrung spezifischer Aufgaben von Sozialwissenschaftlern in der Gesellschaft vermutlich wenig hilfreich" (1994, S. 85).

6 Und das darf bei allen positiven Trends immer noch mit Fug und Recht behauptet werden.

7 Arbeitgeber wurden befragt in der Studie von Kieserling und Kirchner (1994).

Disziplin längst nicht mehr der identifikatorische Bezugspunkt für ein professionelles Selbstverständnis von Menschen, die seit Jahren in ganz anderen Bereichen tätig sind, während wir mit unseren Fragen implizit ein solches unterstellen würden - und sicher gutwillige Interviewpartner fänden, die uns ein solches Selbstbild präsentieren würden. Diese Überlegungen führten uns dazu, die zu befragenden Soziologen mit Hilfe *erzählgenerierender Fragen* vorrangig einen Ausschnitt ihres alltäglichen Arbeitsprozesses schildern zu lassen und mit vertiefenden Nachfragen die darin enthaltenen Strukturen und Bewertungen herauszuarbeiten.

Die Studie bezieht sich ausdrücklich auf Soziologen,⁸ also nicht auf die Grundgesamtheit 'Sozialwissenschaftler'. Die Begriffe sind dabei nicht immer ganz eindeutig: So untersucht z.B. Bosselmann (1992) die Absolventen eines Düsseldorfer Studienganges Sozialwissenschaften, während Kärner und Giegler in einer älteren Studie (1985) unter dem gleichen Label die Gießener Absolventen der Studiengänge Soziologie und Politologie untersuchen; Kieserling und Kirchner tun dies in einer aktuelleren Untersuchung für die Kasseler Absolventen der beiden Fächer des Magisterstudienganges⁹ und Minks und Filaretow (1994) untersuchen diese Gruppe in einem bundesweiten "Absolventenreport". Anderswo (z.B. in Göttingen) haben wir es mit "Diplom-Sozialwirten" zu tun, die schnell mit Sozialwissenschaftlern synonym gesetzt werden, obwohl ein Teil von ihnen eher ein wirtschaftswissenschaftliches Studium absolviert hat. Wir haben uns dagegen bei unserer Studie auf Soziologen beschränkt, weil wir bei aller Ähnlichkeit der Arbeitsmarktlage von Politologen und Soziologen doch stärker die fachspezifischen Aspekte der beruflichen Situation untersuchen wollten.

Eine weitere Einschränkung der Grundgesamtheit betrifft den Beschäftigungsstatus der Befragten: Es wurde nicht nur die Gruppe der an Universitäten beschäftigten ausgeklammert, sondern auch die nicht unerhebliche Gruppe nicht oder ersichtlich "nicht-adäquat" beschäftigter Soziologen (wobei die Übergänge mitunter fließend sind). Der Grund dieser Beschränkung lag zum einen in dem Bemühen, ein um der Vergleichbarkeit willen hinreichend homogenes Sample zu bilden. Zum anderen erwarteten wir uns gerade von dieser Gruppe, am ehesten Aufschluß über signifikante Veränderungen im disziplinären Selbstverständnis.

Befragt wurden schließlich 25 Soziologen, die wenigstens zwei Jahre außerhalb der Universität berufstätig gewesen sein mußten, denn, wie Minks und Filaretow feststellen: "Die Anfangspositionen von Sozialwissenschaftlern sind häufig noch von

8 Und ist aus forschungspragmatischen Gründen auf den Raum Berlin beschränkt.

9 Ihre Veröffentlichung basiert im übrigen auch auf den Ergebnissen eines Lehrforschungsprojektes.

hoher Unsicherheit und geringem Niveau der Beschäftigung geprägt" (1994, S. 76).¹⁰ Wir aber interessierten uns für in ihrem Beruf bereits etablierte und von den Anfangserfahrungen 'kurierte' Informanten.¹¹ Die Auswahl der Befragten erfolgte willkürlich und schrittweise nach Tätigkeitsbereichen. Nacheinander wurden die Bereiche 'außeruniversitäre Forschung', 'Verwaltung', 'Wirtschaft' und 'Sozialwesen' erhoben.¹² Schrittweise Erhebung und parallel dazu durchgeführte Datenanalyse sind einige der Aspekte, in denen sich die Projektgruppe vom methodologischen Konzept der grounded theory leiten ließ (vgl. z.B. Strauss/Corbin 1996).¹³ Folgende Auswertungsfragen strukturierten die Kodierung und Analyse des transkribierten Interviewmaterials:

- Welches Bild zeichnen Soziologen von ihrer konkreten Tätigkeit?
- Welche Selbstkonzepte, Identitäten etc. bringen sie zum Ausdruck?
- Wie definieren sie das Verhältnis von Soziologie als Disziplin und Beruf zu ihrer gegenwärtigen beruflichen Praxis?
- Wie erklären (sich) die Befragten ihren Berufsweg vom Studium in die heutige Position?
- Tauchen in ihren Schilderungen explizite/implizite Unterscheidungen zwischen ihnen als Soziologen und anderen Disziplinen auf?
- Wie wird das soziale Umfeld in der Arbeit beschrieben?

Anstatt alle thematischen Schwerpunkte der Auswertung hier zu skizzieren, beschränke ich mich auf den zentralen Fokus des disziplinären Selbstverständnisses im Spiegel praktischer Arbeitserfahrung sowie auf den Zusammenhang zwischen Studium und Beruf, wie er sich für die Befragten in der Retrospektive darstellt.

-
- 10 Die Befragten haben ihre Abschlüsse an verschiedenen deutschen Universitäten, also nicht allein am IfS der FU Berlin, erworben.
 - 11 Es ist darauf hinzuweisen, daß unser Sample in einem Punkt von großer Heterogenität ist, der in der Auswertung nicht systematisch berücksichtigt werden konnte: Wir haben Soziologen verschiedener Generationen befragt. In Anspielung auf die aktuelle Generationen-Debatte in der Biographieforschung könnte man sagen: Von den '68ern' bis zur 'Generation X' sind alle vertreten. Dies bedeutet natürlich auch, daß die Befragten unter sehr unterschiedlichen Bedingungen studiert und eine berufliche Position gefunden haben.
 - 12 Der Bereich Sozialwesen fand jedoch aus Zeitgründen keinen Eingang mehr in die Auswertung.
 - 13 Bei dem Versuch, qualitative Forschungsmethoden praktisch zu vermitteln, erweist sich die Grounded theory aus zwei Gründen als besonders fruchtbar: Sie ist in ihren Verfahrensregeln und Prozeßstrukturen ungleich besser expliziert als andere qualitative Verfahren. Und: als methodologisches Konzept stellt sie den Forschungsprozeß in der Perspektive eines *Arbeitsprozesses* miteinander kooperierender Forscher in den Mittelpunkt der Überlegungen - was könnte besser geeignet sein, in die Fallstricke praktischer Forschungsarbeit einzuführen?

2 Zu den Ergebnissen

Die Aufgabe, das berufliche Selbstverständnis oder gar eine soziologische Identität empirisch zu bestimmen, gleicht dem Vorhaben, den sprichwörtlichen Pudding an die Wand zu nageln. Es fehlt ein Fixpunkt, von dem ausgehend analytisch das Maß der Annäherung oder Abwendung zu bestimmen wäre. Ist diese Aufgabe schon aus methodischer Sicht prinzipiell schwer zu lösen, so wird sie angesichts des Gegenstandes 'Soziologie' noch zusätzlich erschwert. Die Soziologen beständig entgegenschallenden Fragen ob ihres Berufes, was das denn sei und was man damit anfangen könne, widerspiegeln eine außerhalb aber auch innerhalb der Disziplin verbreitete Diffusität des Berufsbildes, die für die berufliche Identität der Mitglieder dieser Disziplin nicht ohne Folgen bleiben dürfte.

Als ein erster Problemzugang bietet sich die *biographische Perspektive* an. Zwar war unsere Untersuchung nicht primär biographieanalytisch angelegt, doch führte schon die Festlegung der Grundgesamtheit mit dem Ausschluß der an Universitäten und Fachhochschulen tätigen Soziologen implizit auch zu einer biographischen Selektion: Rein akademische Berufsbiographien, die durch eine Verbindung von universitärer Soziologieausbildung und anschließender Beschäftigung an den Hochschulen geprägt sind, fallen hier heraus. Dieser Biographietyp kann zweifellos als das traditionelle Muster soziologisch–beruflicher Sozialisation betrachtet werden. Wir haben diesen Typ daher als '*klassische soziologische Sozialisation*' bezeichnet. Bei aller Unsicherheit der Datenlage darf davon ausgegangen werden, daß heute noch mindestens ein Viertel aller Soziologen in hochschulischen Beschäftigungsverhältnissen tätig sind.¹⁴ Die von uns befragten Soziologen sind also aus unterschiedlichen Gründen nicht dem traditionellen, akademischen Muster gefolgt, dessen Prägekraft und Bindungswirkung schon allein angesichts des Streichkonzertes an den Hochschulen ohnehin abnimmt.

Dabei ist unter bezug auf Absolventenstudien nicht davon auszugehen, daß diese Entscheidung am biographischen Wendepunkt Studienabschluß mit der Motivation zur Aufnahme des Studiums korrespondiert (vgl. etwa Minks/Filaretow 1993, S. V). Als Studienmotivation wird von den Befragten vor allem der Wunsch nach politisch-gesellschaft-

14 Schlüssige statistische Daten existieren derzeit nicht, die von Fuchs und Lamnek (1992) vorgenommene Auswertung der BDS-Mitgliederstatistik dürfte einen Praxis-Bias aufweisen, die bei Bausch u.a. (1994, S. 25 f.) zitierte vergleichende Auswertung lokaler Verbleibsstudien bezieht nur sechs (wenig typische) Ausbildungsorte für Soziologen mit ein und die Statistik der Bundesanstalt für Arbeit weist Soziologen nicht gesondert aus. Die von Schreiber (1995) vorgelegte Analyse von Stellenanzeigen weist zwar 50% universitäre Angebote aus; dieser hohe Anteil ist aber angesichts der hohen Fluktuation im akademischen Mittelbau und der starken Formalisierung des universitären Arbeitsmarktes im Vergleich zum privatwirtschaftlichen kein realistischer Spiegel der Beschäftigungssituation.

licher Veränderung und - insbesondere bei AbsolventInnen des Zweiten Bildungsweges (ZBW) - der Wunsch nach zweckfreier persönlicher Bildung oder Selbstverwirklichung genannt.¹⁵ "Ich will Bücher lesen und mich mit klugen Leuten unterhalten, das war meine Einstellung" (for3n). Eine klare berufliche Perspektive verbanden die Befragten mit ihrem Studienbeginn in der Regel nicht - ein nicht neuer, aber immer wieder bemerkenswerter Unterschied zu anderen akademischen Disziplinen wie Jura, Medizin, Ingenieurwissenschaften oder Lehramt und ein Indiz für den geringen Grad an Professionalisierung der Soziologie.

Angesicht der Diskrepanz zwischen der Motivation zu Beginn des Studiums und der Konsequenz am Ende desselben, stellt sich die Frage, wann, wie und ob überhaupt im Laufe des Studiums eine berufliche Orientierung entstanden ist und wie diese beschaffen war/ist. Dabei traten in unserem Interviewmaterial signifikante Unterschiede zwischen solchen Studierenden zu Tage, die erst durch einen Fachwechsel zur Soziologie kamen und jenen, für die Soziologie ihr Erststudium war. Während die Fachwechsler in unserem Sample typischerweise bereits während des Studiums eine Berufsperspektive entwickeln und ihre Studium - etwa durch verstärkte Methodenausbildung - danach ausrichten, verläuft das Studium bei den anderen eher unstrukturiert und ohne feste Orientierung. "Ich hatte im Studium nicht mitbekommen, was ich überhaupt machen kann." "Nach dem Studium wußte ich überhaupt nicht, was sein wird" (infor5n).

Studienwechsellern wie "Direkteinsteigern", ist gemeinsam, daß viele von ihnen mit dem Erwerb von zusätzlichen Qualifikationen über unterschiedliche Weiterbildungsaktivitäten eine Erhöhung ihrer Berufschancen herbeiführen wollten. Dies geschah entweder während des Studiums oder danach. Darin drückt sich aus, was von einigen der Befragten auch explizit formuliert wurde: Das Soziologiestudium in der Form, in der sie es erlebt haben, wird - zumindest für Tätigkeiten außerhalb der Universitäten - als nicht hinreichend berufsqualifizierend angesehen:

"Ich würde, das weiß ich nicht genau, eventuell noch einmal Soziologie studieren, es ist nicht so empfehlenswert, um in den Beruf reinzukommen. Also es hat eher den Aspekt, daß es interessant ist" (wir2v). Diese Haltung findet sich wieder in dem gehäuft anzutreffenden Statement, daß man die Berufsfindung eher als eine zufällige Fügung und weniger als Resultat einer zielstrebigten Ausbildung erlebt hat. Spezifisch soziologische Kompetenzen werden selten als Gründe für den Berufseinstieg benannt. Sie spielen in der Wahrnehmung der Interviewten für den Berufseinstieg wenn überhaupt, eine eher untergeordnete Rolle. Es ist "eigentlich unwichtig, ... ob ich Soziologie studiert habe oder nicht" (wir2v). Zum Teil wird eine gute methodische Ausbildung mit dem jetzigen Beruf

15 In Anbetracht der willkürlich-zufälligen Auswahl unserer Gesprächspartner fällt auf, daß fast ein Drittel von ihnen über den Zweiten Bildungsweg zur Soziologie gekommen sind (8 von 25 Befragten).

in Verbindung gebracht. Dies kann zwar als spezifisch soziologische Kompetenz gedacht werden, insbesondere dann, wenn die Befragten im Forschungsbereich tätig sind. Offenbar können unsere Informanten jedoch ihre im Studium erworbenen Kompetenzen nur schwer mit dem jetzigen Beruf in Verbindung bringen. Eher schon werden Zusatzqualifikationen als entscheidend benannt, wie sie in Praktika oder in Jobs parallel zum Studium bzw. in expliziten Weiterbildungsmaßnahmen nach dem Studium erworben wurden.

Es stellt sich natürlich sofort die Frage, was es mit diesem auf den ersten Blick vernichtenden Urteil über den Lernort Soziologie auf sich hat.¹⁶ Wird dort tatsächlich nur Wissen vermittelt, das zumindest außeruniversitär ein Muster ohne Wert darstellt? Sollten all die Seminare zum Handlungsbegriff bei Weber und Durkheim, zur Soziologie der Geschlechterverhältnisse oder zur Mikropolitik in der Technikgenese ohne jeden berufsqualifizierenden Nutzen für jene sein, die außerhalb der soziologischen Institute Beschäftigung suchen? Soweit in den Interviews im Studium erworbene *Fachkompetenzen* benannt wurden, handelte es sich praktisch ausschließlich um Methoden der empirischen Sozialforschung und Statistik.¹⁷ Andere Lehrgebiete der Soziologie scheinen so wenig konturiert, de-lokalisiert und kanonisiert, daß es schwer fällt, sich darauf im Sinne einer erworbenen Kompetenz zu beziehen. Erfolgreich absolvierte Rhetorikkurse oder Traineeprogramme für Bankwirtschaft lassen sich in der subjektiven Kompetenzbilanz wesentlich leichter verzeichnen und werden offenbar auch von wissenschaftsfernen Beschäftigten eher als relevante Kompetenzen wahrgenommen als die sichere Handhabung des Bourdieuschen Begriffssapparates.

Allerdings bestreiten die Befragten nicht wirklich, im Studium (abgesehen von Methoden) etwas Sinnvolles gelernt zu haben, nur betrachten sie es eher als ein ungeplantes Beiprodukt ihrer eigentlichen Bemühungen um Wissenserwerb. Jene gern als 'informell' apostrophierten Kompetenzen Teamfähigkeit, Flexibilität, Konfliktfähigkeit, Kommunikativität und Organisationstalent, die sich als hochgradig berufsrelevant erwiesen haben, und in denen oftmals der wesentliche Grund für die Einstellung vermutet wird, sind nicht offizieller Gegenstand soziologischer Lehre. Wohl aber kann man sich dem Fachinhalt der Soziologie nur diskursiv (mitunter auch streitend) nähern und erfordert ein weitgehend unverschultes Studium einiges an Flexibilität und eigenen Organisationsleistungen. Vieles davon (einschließlich mancher Prüfungsleistungen) wird überdies in Gruppenzusammenhängen erbracht. Es kommt also nicht von ungefähr, wenn potentielle Beschäftigte das so umrissene Kompetenzbündel vor allem bei Sozial- und Geisteswissenschaftlern erwarten. Für das Selbstbild der betroffenen Absolventen ebenso wie für die Außendarstellung

16 Ein Urteil, das in ähnlicher Weise auch in anderen Untersuchungen bestätigt wird (vgl. etwa Hillmert 1995).

17 Beides aber sind keine spezifisch soziologischen Kompetenzen, sondern wird in allen sich empirisch verstehenden sozialwissenschaftlichen Disziplinen gelehrt und angewandt.

der fraglichen Disziplinen aber bleibt der Status der Informalität, der diesen Kompetenzen anhaftet, prekär und erschwert die Ausbildung eines positiven beruflichen Selbstverständnisses.¹⁸

Ebenso prekär, vielleicht sogar - im negativen Sinne - folgenreicher für die Arbeitsmarktchancen und das Selbstverständnis von Soziologen, ist aber der Umstand, daß das erworbene Fachwissen, z.B. über die Funktionsweise von Institutionen, die Sozialstruktur der Gesellschaft oder die Muster intergruppalen Aushandlungsprozesse mithin das analytische Potential der Soziologie, in den Tätigkeiten außerhalb der Universitäten kaum nachgefragt zu werden scheint. Hier ist allerdings mit Blick auf unser Sample einzuschränken, daß der Bereich der außeruniversitären Forschung erwartungsgemäß stärkeren Gebrauch von spezifisch soziologischem Fachwissen macht. Jedoch geht es auch hier weniger darum, an der Universität erworbenes Spezialwissen anzuwenden, sondern sich mit den erworbenen Arbeitstechniken schnell und flexibel das aktuell erforderliche Wissen anzueignen.

Angesichts der Diskrepanz zwischen universitärer Fachlichkeit und beruflicher Realität gewinnt die Frage nach der Art der identifikatorischen Bezugnahme soziologischer Praktiker außerhalb des akademischen Milieus auf Soziologie als Fachdisziplin an Bedeutung. Bemerkenswert ist, daß unsere Gesprächspartner, wenn sie sich zu diesem Thema äußerten, sich also als Soziologen charakterisierten oder aber dieses Label für sich als unangemessen ansahen, große Schwierigkeiten hatten, ihr Soziologieverständnis genauer zu bestimmen. Symptomatisch ist hier das eher ratlose Statement einer Befragten: "Ich verstehe mich als Soziologin, ich bin eine Soziologin, würde ich behaupten - aber im Unterschied zu was?" (for5n).

In Anbetracht der alltäglichen Kooperation mit Angehörigen anderer Berufe und der zunehmend unterschiedslosen Verwendung von Wissen und Fertigkeiten auch 'nicht-soziologischer' Provenienz wird die Frage nach den Konturen der eigenen Herkunftsdisziplin ebenso schwer zu beantworten wie die, ob und wie stark man sich auf diese identifikatorisch beziehen kann und mag. So blieben in den meisten Interviews von Soziologie als Fach eben nur 'Methoden der empirischen Sozialforschung' und (als abstrakt und praxisfern erlebte) 'Gesellschaftstheorie' als klar faßbare disziplinäre Kerne.

Um diesen "harten Kern" der Soziologie konstruieren die Befragten ihr konkretes Soziologieverständnis zu verschiedenen Zeitpunkten in der Ausbildungs- und Erwerbsbiographie. Unser Material bietet an, *drei Typen der beruflichen Identifikation mit Soziologie* in zwei verschiedenen Berufsfeldern zu bilden. Typ A kommt überwiegend

18 Die Informalität der Adressierung solch sozialkommunikativer und organisatorischer Kompetenzen findet im übrigen ihr Pendant in der Tatsache, daß sie auch in der meisten Tätigkeitsbeschreibungen und Stellenprofilen nicht expliziert, aber faktisch stillschweigend vorausgesetzt wird.

im Bereich der außeruniversitären Forschung vor, wogegen Typ B und Typ C eher in Verwaltung und Wirtschaft arbeiten und vor allem Tätigkeiten außerhalb der empirischen Sozialforschung ausführen. Die drei vorgeschlagenen Gruppen unterscheiden sich durch den Grad der Identifizierung mit der Soziologie als Disziplin und zeichnen sich durch ein jeweils typisches Soziologieverständnis aus:

Typ A: disziplinäre Identifikation

Typ B: sozialwissenschaftlich geprägte berufspraktische Identifikation

Typ C: überwiegend von der Soziologie und den Sozialwissenschaften distanzierte berufliche Identifikation.

Typ A verstärkt die während des Studiums erworbene Identifikation mit Soziologie als akademischer Disziplin durch die Erfahrungen in der Berufspraxis als Forscher. Das Interesse an der Auseinandersetzung mit soziologischen Theorien, die im Studium ihren Anfang nahm, wird entweder direkt durch die berufliche Tätigkeit oder als "Freizeitbeschäftigung" fest in das Selbstkonzept der Befragten aufgenommen. Wissenschaftliche Methoden, die Anwendung, Bearbeitung und Produktion soziologischer Theorien und der Austausch mit anderen Wissenschaftlern stehen im Mittelpunkt der Tätigkeit dieser Soziologen und prägen ihre berufliche Identität. Die berufliche Praxis im außeruniversitären Wissenschaftsbetrieb kann als Fortsetzung der akademischen Sozialisation an der Universität verstanden werden. Von einem Bruch mit der klassischen soziologischen Sozialisation kann man hier kaum sprechen, im Gegenteil: Die Befragten sehen gerade in der theorielastigen universitären Ausbildung und den Arbeitsweisen an der Universität den Grundstein für ihre jetzigen Arbeitsschwerpunkte und -interessen. Alle Gesprächspartner, die dem Typ A zuzurechnen sind, betonten ihr Interesse an theoretischer Abstraktion, wissenschaftlicher Arbeitsweise und akademischem Diskurs. Die konkreten Inhalte der Theorien und Themen, mit denen sich diese Soziologen bevorzugt auseinandersetzen, sind unterschiedlich. Doch einerlei ob Marx oder Konstruktivismus, Biographieforschung oder Technikentwicklung: Im Zentrum ihres beruflichen Interesses steht der Gebrauch von Theorie und der Einsatz wissenschaftlicher Methoden. Einige Befragte weisen zwar auch darauf hin, daß in ihrer gegenwärtigen Tätigkeit die theoretische Auseinandersetzung mit der 'Praxis' in Verbindung gebracht werden muß, doch als 'soziologische Praktiker' betrachtet sich keiner von ihnen.

Typ B können wir mit dem Label *sozialwissenschaftlicher Praktiker* bezeichnen. Auch diesem Typ liegt das oben geschilderte Grundverständnis von Soziologie zugrunde. Jedoch speist sich im Gegensatz zu den Befragten des Typs A die soziologische Identität dieser zweiten Gruppe im Beruf mehr aus praktischen Fähigkeiten und politischen Ansprüchen, die mit dem Fach verbunden werden, als aus der Identifikation mit speziellen Denktraditionen, akademischen Arbeitszusammenhängen, Theorieverbundenheit und wissenschaftlichen Arbeitsweisen. Soziologie wird schon während des Studiums nicht nur als akademische Disziplin verstanden. Die tendenziell fachübergreifende, sozialwissenschaftliche Orientierung des Typs B ist eher durch politische Anliegen und durch eine

Verbundenheit mit der Praxis bestimmt, die mit zunehmender Berufstätigkeit noch verstärkt wird. In stetiger Interaktion mit einem disziplinär differenzierten Arbeitsumfeld und praxisbezogenen Arbeitsinhalten werden auch andere, außerwissenschaftliche Elemente zur beruflichen Identifikation aufgenommen. In den von uns untersuchten Fällen bietet sich der Begriff *Verwischung* der vorberuflichen, universitär-studentischen Orientierung zur Beschreibung dieser Entwicklung an. Eine Befragte bringt dies auf den Punkt:

“... aber generell würde ich sagen, ich arbeite als Sozialwissenschaftlerin. Durch die lange interdisziplinäre Zusammenarbeit hat sich das (Soziologieverständnis) verwischt, und ich bin nicht mehr disziplinär orientiert” (for31). Die soziologiespezifischen Gehalte im professionellen Selbstbild des Typs B treten in der beruflichen Praxis in den Hintergrund, und Soziologie als Disziplin nimmt keine alleinbestimmende Rolle mehr ein. Es kommt zu einer Verallgemeinerung der identifikatorischen Bezüge in Richtung auf eine sozialwissenschaftliche Identität. Dieser Prozeß hat seine Wurzeln bereits im Studium, nimmt also nicht erst mit erfolgter Berufseinmündung seinen Lauf. Typ B distanziert sich allerdings nicht von soziologischen Inhalten, sondern erweitert die spezifischen Erfahrungen aus dem Studium.

Typ C, den wir ausschließlich bei in Wirtschaftsunternehmen tätigen Soziologen antrafen,¹⁹ weist eine ähnliche Entwicklung der Identifikation mit der beruflichen Praxis auf. Jedoch können wir hier nicht eine Verwischung, sondern eine *Distanzierung* von soziologischen Inhalten in der Berufspraxis erkennen. Die Befragten zeichnen sich in diesen Fällen schon während des Studiums durch eine geringe disziplinäre Affinität zur Soziologie aus (was sich zum Beispiel durch ein unstrukturiertes Studium, Probleme mit Studienmotivation und Studienziel bemerkbar macht) und entfernen sich im Anschluß ans Studium durch fachfremde Zusatzausbildungen zunehmend von der Soziologie. Soziologiespezifische Fähigkeiten, wie z.B. eine besondere Analyseperspektive oder auch Methodenkenntnisse, spielen in der beruflichen Praxis der Befragten so gut wie keine Rolle.

Charakteristisch für Typ C ist, daß dessen berufliche Identität keine Elemente einer disziplinären Orientierung aufweist. Das Ausbleiben eines identifikatorischen Bezuges auf das Fach Soziologie im Studium korrespondiert mit der Wahl des Beschäftigungsfeldes. Soweit dieses Muster sich auch bei einer größeren und systematischer ausgewählten Stichprobe als stabil erweist, ist das ein durchaus interessantes Ergebnis: Es würde belegen, daß Tätigkeiten außerhalb der soziologischen bzw. sozialwissenschaftlichen Berufsfelder nicht die ‘Trostpreise’ im Konkurrenzkampf auf dem einschlägigen

19 Auch ein Teil der außeruniversitären Forschung findet in gewinnorientierten, privatwirtschaftlichen Unternehmen statt. Zum Teilsample ‘Wirtschaft’ zählen wir jedoch nur diejenigen Befragten, die auch typische Tätigkeitsfelder von Wirtschaftsunternehmen vertreten (Organisation, Personalmanagement, Marketing u.ä.).

Arbeitsmarkt sind, sondern die Position der Wahl für eine spezifische Gruppe sozialwissenschaftlicher Absolventen darstellt.

3 Fazit

Wie sind die vorgestellten Ergebnisse zu bewerten und welche Konsequenzen für die Diskussion um die zukünftige Gestaltung der Soziologieausbildung legen sie nahe? Sicher kann man den vorgelegten Befunden zunächst nicht mehr als explorativen Charakter zuschreiben. Die Konzepte und Zusammenhänge, die wir entdeckt zu haben meinen, sind noch ein gutes Stück davon entfernt als "saturiert" (Glaser/Strauss 1967) bezeichnet zu werden. Das ist kein Problem der kleinen Fallzahl, sondern hat viel mit der Organisation eines Lernprozesses zu tun, bei dem man zwangsläufig Fehler macht, um aus ihnen zu lernen: Das Datenmaterial ist immer nur so gut, wie die Fragen der Interviewer, und die Vergleichbarkeit der erhobenen Daten untereinander hängt immer auch davon ab, wie gut die Arbeitsstile des Forschungsteams aufeinander abgestimmt sind. Gerade letzteres wird um so schwerer, je mehr Mitglieder ein solches Team hat.

Andererseits sind in der Studie m.E. einige Grundprobleme einer Professionalisierung der Soziologie sichtbar geworden. Wenn uns in den Interviews etwa fast einhellig ein negatives Urteil über die Verwertbarkeit des im Studium erworbenen Fachwissens entgegenschallt, wenn gar immer wieder Ungewißheit darüber geäußert wird, was denn eigentlich das spezifisch Fachliche der Soziologie sei, dann sind dies Hinweise auf eine bedenkliche Schieflage in der soziologischen Ausbildung. Gewiß, das Argument ist alt und bekannt, daß Soziologie als 'Wissenschaft von der Gesellschaft' im Gegensatz etwa zu Maschinenbau oder Zahnmedizin immer in der Gefahr steht, die Differenz zum common sense-Wissen der übrigen Gesellschaftsmitglieder nicht hinreichend deutlich machen zu können. Aber dies ist vor allem ein Problem im Bemühen um Anerkennung von außerhalb der Soziologie, während wir es hier mit dem kritischen Urteil ausgebildeter und berufserfahrener Soziologen zu tun haben. Und selbst wenn wir konzedieren, daß der Hang zur Desavouierung der eigenen berufsbiographischen Herkunft bei Mitgliedern einer sich traditionell besonders kritisch verstehenden Disziplin besonders ausgeprägt ist: All dies kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß sich die Befragten nach einem langen Studium und ein paar Jahren Berufspraxis des disziplinären Kerns der eigenen Profession noch immer nicht bzw. schon nicht mehr sicher sind.

Nun soll die Frage nach dem fachinhaltlichen und fachmethodischen Kern der Soziologie nicht den Blick verstellen für das Potential, das mit dem Studium des Faches verbunden ist. Außerhalb der Universitäten zumindest finden Soziologen vor allem in Feldern Beschäftigung, in denen sie mit Angehörigen anderer Fachdisziplinen kooperieren müssen. Interdisziplinarität, also die Kompetenz, fachübergreifend problemorientiert zu arbeiten, hat dort sicher gute Chancen, wo die Akteure in der Lage, sind die (oft genug bornierten) Grenzen der eigenen Disziplin zu überschreiten. Das bei vielen unserer Befragten

artikulierte Selbstverständnis, eher Sozialwissenschaftler als Soziologe zu sein, könnte dafür ein Indiz sein. Fraglich aber bleibt, ob Interdisziplinarität nicht doch zunächst Selbstgewißheit über das eigene fachliche Profil und das damit verbundene wissenschaftliche Handwerkszeug voraussetzt. Bei vielen unserer Gesprächspartnern hatte es eher den Anschein, daß 'Sozialwissenschaft' eine mit leisem Groll gewählte *Ersatzidentität* darstellt - und nicht den Schnittpunkt unterschiedlicher fachlicher Profile in einer problemorientierten Praxis.

"Soziologie als Fiktion?" - diese Überschrift des Aufsatzes war nicht die Ausgangsfrage unserer Studie, sondern eher eine bange, wenngleich in provozierender Absicht überspitzte Frage am Ende unserer Auswertungsarbeit. Ist Soziologie - wie die Antworten unserer Interviewpartner nahelegen - nichts anderes als ein bißchen empirische Sozialforschung und Statistik sowie eine eher abstrakte und unscharf konturierte Gesellschaftstheorie? Eingedenk der prognostischen Defizite soziologischer Theorieentwürfe und der Tatsache, daß das empirisch-methodische Handwerkszeug eher eine Querschnittskompetenz aller Sozialwissenschaften ist, sollte die Frage berechtigt sein.

Wenn berufstätige Soziologen ihre soziologischen Kompetenzen als nicht ausschlaggebend für ihre Berufseinstimmung betrachten, dann darf das getrost als Alarmsignal für die Ausbildung, aber auch für die Öffentlichkeitswirkung der Disziplin verstanden werden. Ich betone hier ausdrücklich beides: Ausbildung und Öffentlichkeitswirkung, denn es kann ein enger Zusammenhang zwischen beiden unterstellt werden. Ausbilden kann man nur diejenigen, die sich für Soziologie als Studium entscheiden. Diese Entscheidung aber wird wesentlich vom Bild des Faches in der Gesellschaft mitgeprägt. Wer Medizin studiert weiß, daß er es später mit kranken Menschen zu tun haben wird und daß das eigene Fach einen großen Vorrat an Methoden, Verfahren und Wissen für diesen Zweck akkumuliert hat. Die von uns befragten Soziologen waren sich in dieser Hinsicht häufig sowohl am Studienbeginn als auch nach dem Studium nicht mehr sicher. Auffallend nachhaltig wird eine Praxisferne des Studiums betont und als Resümee des Lernerfolges wenn überhaupt auf etwas, dann vor allem auf die erwähnten außerfachlichen Kompetenzen Flexibilität, Teamfähigkeit, Kommunikativität, Organisationsfähigkeit sowie auf Arbeitstechniken verwiesen.

Diese signifikant eingeschränkte Kompetenzerfahrung korrespondiert offenbar (hier fehlen uns die Daten von Seiten der Beschäftigten) mit den Erwartungen beschäftigender Institutionen, die Soziologen eher um ihrer "extrafunktionalen" als um ihrer Fachkompetenz willen einstellen. Dabei liegt es zunächst einmal gar nicht nahe, von ausgebildeten Fachleuten für die theoretische und empirische Gesellschaftsanalyse anzunehmen, daß

sie mehr sozialkommunikative Kompetenzen aufweisen als etwa Biologen.²⁰ Plausibler, als das Vorhandensein derartiger Kompetenzen auf die Fachinhalte zurückzuführen, dürfte ein Zusammenhang mit den Lehr- und Lernformen sowie mit der Organisation des Studiums sein. Flexibilität und die Fähigkeit zur Selbstorganisation sind in einem wenig verschulenden und mit wenig verbindlichen Fachinhalten versehenen Studium ebenso unverzichtbare Erfolgsgaranten wie die Fähigkeit, eigenverantwortlich Entscheidungen zu treffen. Und wo kein fester Wissenskanon vom Katheder herunter doziert wird, erwachsen ersichtlich Lernchancen in puncto Diskursfähigkeit und Teamkompetenz.

Wenn es aber so ist, daß gerade diejenigen Kompetenzen, um dererwillen Soziologen auf dem Arbeitsmarkt außerhalb der Universitäten überhaupt nennenswerte Chancen haben, vor allem in einem wenig strukturierten und auf kollektive Lernprozesse angelegten Studium erworben werden, dann lassen sich daraus für die Diskussion um Studiengangsgestaltung und Qualität der Lehre in der Soziologie zumindest zwei Konsequenzen ziehen: Zum einen sollten diejenigen, die einer stärkeren Verschulung des Studiums das Wort reden, sorgfältiger abwägen, was - bei allem erwartbaren Ertrag einer effizienzorientierten Studienstrukturereform - die qualifikatorischen Nebeneffekte der derzeitigen, in vielerlei Hinsicht reformbedürftigen Studiengangorganisation sind. Zumal es, von Methoden der empirischen Sozialforschung einmal abgesehen, wenig Sinn zu machen scheint, größerer Teile soziologischer Fachinhalte normativ zu Pflichtbestandteilen des Studiums zu deklarieren, wenn gleichzeitig von berufstätigen Soziologen betont wird, daß die an der Universität studierte Fachinhalte vor allem von *exemplarischer* Bedeutung waren.

Zum zweiten legt die beklagte Praxisferne der bisherigen Studiengangorganisation in Verbindung mit den spezifischen Lernchancen exemplarischen, teamförmigen Lernens eine stärkere Berücksichtigung von Lehrforschungsprojekten und ähnlichen Veranstaltungsformen für die Gestaltung des Studiums nahe. Wie die Erfahrungen mit der hier berichteten wie mit anderen derartigen Projektveranstaltungen am Institut für Soziologie der FU Berlin zeigen, erbringen derartige Veranstaltungen nicht nur vorzeigbare Ergebnisse: Sie bieten den Teilnehmern vor allem eine umfassende Kompetenzerfahrung, bei der sozialkommunikative Kompetenz, Methodenkenntnis und -erfahrung sowie soziologisches Fachwissen nicht als voneinander getrennt, sondern als integrative Bestandteile eines Arbeitsprozesses erlebt werden können.

Dem Problem der mangelhaften Professionalisierung der Soziologie ist damit allerdings noch nicht abgeholfen. Dazu bedürfte es allenthalben einer stärkeren Konturierung

20 Man mag einwenden, daß hier eine gewisse Selbstselektion zur Wirkung kommt, die die dem Sozialen zugeneigten Jugendlichen eher die von Norbert Elias so genannten "Menschenwissenschaften" studieren läßt als etwa Naturwissenschaften. Wie weit dies aber noch vom Erwerb sozialkommunikativer Kompetenz entfernt ist, erschließt sich beim Besuch von Sitzungen der Selbstverwaltungsgremien eines beliebigen soziologischen Institutes.

rung sowohl der Fachinhalte als auch der Erklärungsleistungen von Soziologie im Unterschied zu anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen.

Literatur:

- Bausch, Manfred; Gernand, Detlef; Wilstorf, Steffen H. (1994): Arbeitsmarkt-Information 4/94 Soziologinnen und Soziologen. (hrsg. von der Zentralstelle für Arbeitsvermittlung der Bundesanstalt für Arbeit), Frankfurt a. M.
- Bosselmann, Gabriele (1992): Berufseinmündung und beruflicher Verbleib Düsseldorfer Sozialwissenschaftler. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jahrgang 15, Heft 2, S. 158-165.
- Brömmel, Norbert; Gerken, Ute; Hecht, Katharina; Langenau, Bettina; Matschulat, Lea; Strübing, Jörg; Theilig, Susanne; Winter, Elke; Zeimant, Volker (1996): Soziologie als Fiktion? Eine empirische Untersuchung von Kompetenzmustern, Arbeitsinhalten und beruflichem Selbstverständnis von SoziologInnen - Abschlußbericht eines Lehrforschungsprojektes zur Berufsfelderkundung für Soziologinnen und Soziologen. (Mitteilungen aus dem Schwerpunkt-bereich Methodenlehre der FU Berlin, Heft 38). Berlin.
- Ebbighausen, Rolf; Grottian, Peter; Grünh, Dieter; Jákli, Zoltán; Ost, Reinhard; Osterholz, Uwe; Preißer, Rüdiger (1982): Soziologen in der Grauzone? Erste Ergebnisse einer empirischen Untersuchung über Studium, Berufsverbleib, Arbeitslosigkeit und Ausweichstrategien Berliner Diplom-Soziologen. In: Soziologie, 1982, Heft 2, 17-60.
- Flick, Uwe (1992): Systematische Perspektiven-Triangulation als Strategie der Geltungsbegründung qualitativer Daten und Interpretationen. In: Hoffmeyer-Zlotnik, Jürgen H.P. (Hrsg.), Analyse verbaler Daten. Über den Umgang mit qualitativen Daten. Opladen, S. 11-55.
- Franck, Michael (1993): Funktionsweisen des Akademikerarbeitsmarktes dargestellt am Beispiel des Teilarbeitsmarktes für Sozialwissenschaftler. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 16, Heft 2, S. 115-122.
- Fuchs, Marek; Lamnek, Siegfried (1992): Soziologen in der Berufspraxis. Beschäftigung, Tätigkeit und Interessen. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 15, Heft 2, S. 204-219.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1967): The Discovery of Grounded Theory. Hawthorne (New York).
- Hillmert, Steffen (1995): Soziologiestudium und konfligierende Ziele. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 18, Heft 4, S. 412-421.
- Kärner, Hartmut; Giegler, Helmut (1985): Berufskarrieren Gießener Sozialwissenschaftler. Eine empirische Analyse zu den Berufskarrieren Gießener Soziologen und Politologen. In: Soziologie, 1985, Heft 1, S. 120-143.
- Kieserling, Manfred; Kirchner, Rolf (1994): Zur Lage von Sozialwissenschaftlern auf dem Arbeitsmarkt- "Wir sind alle Menschen und keine Roboter". In: Soziologie, 1994, Heft 1, S. 6-3.
- Montani Adams M. (Hg.) (1991): Geisteswissenschaftler in der Wirtschaft. Frankfurt a. M./New York.
- Minks, Karl-Heinz; Filaretow, Bastian (1994): Berufliche Integration von jungen Sozialwissenschaftlern. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 17, Heft 1, S. 68-88.
- Minks, Karl-Heinz; Filaretow, Bastian (1993): Absolventenreport Sozialwissenschaften, Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (Hg.), Reihe Bildung - Wissenschaft - Aktuell.
- Ronge, Volker/Schulz, Christian (1993): Die Studium-Beruf-Passage von Sozialwissenschaftlern. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 16, Heft 2, S. 123-128.
- Schreiber, Norbert (1995): Wer braucht Sozialwissenschaftler und Soziologen? In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis, Jg. 18, Heft 4, S. 313-327.

Strauss, Anselm L.; Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München: Weinheim.

Welz, Frank; Maier, Uwe (1992): Der Soziologe als Akteur auf dem Arbeitsmarkt? Eine empirische Untersuchung zur Berufseinmündung und beruflichen Situation Freiburger SoziologInnen der Abschlußjahrgänge 1980 bis 1989. In: Soziologie, 1992, Heft 1, S. 13-41.

Dr. Jörg Strübing

Freie Universität Berlin

Institut für Soziologie

Babelsberger Straße 14-16

D-10715 Berlin

Tel. 030 / 85 00 21 40

e-mail: jstrueb@zedat.fu-berlin.de

Jörg Strübing, geb. 1959, Studium Sozialwesen von 1979-84 (1984 Diplom als Sozialpädagoge), Studium Soziologie von 1984-1987 (1987 Magister) an der Universität-Gesamthochschule Kassel; Wissenschaftlicher Mitarbeiter von 1988-1993 im dortigen Fachgebiet Soziologie und am Wiss. Zentrum für Berufs- und Hochschulforschung; Promotion 1992 zum Dr. rer. pol.; seit 1994 Wissenschaftlicher Assistent am Institut für Soziologie der FU Berlin; Arbeitsschwerpunkte: Arbeits-, Organisations- und Techniksoziologie, Symbolischer Interaktionismus, Qualitative Sozialforschung; emp. Forschungsprojekt über Aushandlungsprozesse in der Softwareentwicklung; Veröffentlichungen u.a.: Designing the Working Process - What Programmers do beside Programming. In: Gilmore, D. u.a. (Eds.): User-Centred Requirements for Software Engineering Environments. Berlin/Heidelberg/New York: Springer Verlag 1994, S. 81-90; Subjektive Leistungen im Arbeitsprozeß (Diss.), Wiesbaden: Dt. Universitätsverlag 1993; Entfremdete Informatik? Probleme des Forschungsstransfers zwischen Informatik und Softwarebranche. In: Neusel, A.; Teichler U.; Winkler, H. (Hg.): Hochschule - Staat - Politik. Frankfurt a.M.: Campus 1993, S. 193-215.